



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Steffen, N.: Die politische Presse im Groß-Herzogtum Luxemburg.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die politische Presse im Groß-Herzogthum Luxemburg.

In allen civilisirten Ländern der Welt findet man eine bessere politische Presse, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Volk politisch zu bilden und die Massen aufzuklären und zu immer größerem Lichte und größerer Freiheit zu führen. Diese bessere Presse darf sich mit vollem Rechte die liberale nennen. Dagegen darf man jene Parteipresse, die stets nur das persönliche, resp. das Interesse der Partei im Auge hat und auf dasselbe hinwirkt, nicht mit dem Namen liberal bezeichnen, so schöne Phrasen sie auch immer mache, und so laut sie auf die Grundsätze des Liberalismus, als auf scheinbar die ihrigen, pochen möge. Frankreich, das sich so lange als die „große Nation“ par excellence selbst vergötterte und anbetete, selbst dann noch, als es schon, von seinen vielen Parteien in sich selbst zerrissen, unter sich selbst herabgesunken war, besitzt heute eine wirkliche liberale Presse nicht mehr. Der wirkliche Patriotismus ist dort erstorben, verdrängt und zertreten von den Parteien und ihrem rücksichtslosen Egoismus. Wie aber soll eine wahrhaft liberale Presse da gedeihen, wo niemand derselben das geringste Opfer bringt? Muß sie hier nicht verkümmern und in gänzlicher Erschöpfung, wegen Mangels am nöthigen Lebensstoff ersterben? — Dem wirklichen Liberalismus am nächsten steht in Frankreich noch das Organ von *L'Éclair*. Aber auch dieses wird durch die Verhältnisse gezwungen, mehr der Partei, als dem Vaterland zu dienen. Wo Alles Partei ist, da ist ein ganz unparteiisches Zeitungsorgan unmöglich. Die republicanischen Zeitungen von radicalerer Färbung, so hoch sie auch das Banner zu tragen scheinen, worauf die Männer von 93 die hohlen aber volltönenden Worte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ geschrieben haben, sind ebensowenig liberal im wahren Sinne des Wortes, als die ultramontanlegitimistischen. Auch sie opfern das Vaterland ihrer Partei, und das Gemeinwohl ihren egoistischen Schruppen. Ja! wenn es in Frankreich wirkliche Republikaner gäbe. Aber eben an denen fehlt's am meisten. Nicht der Name macht die Sache. — *Temps* und *Journal des débats*, die sich noch am längsten auf einer gewissen politischen Höhe hielten, haben, seit dem unseligen Kriege, in welchem Frankreich sein ganzes Prestige verlor, ohne an diesen Verlust glauben zu wollen, den rechten Pfad unter den Füßen verloren, und tappen heute in der Irre und im Dunkeln herum, und können sich nicht mehr zurechtfinden. — Ach die Revanche! die Revanche! — sie läßt in Frankreich keinen wahren Liberalismus und somit eine wirklich liberale Presse nicht aufkommen. — Und wie sieht es bei uns aus, bei uns, die wir stets so gern und so willig den Franzosen nachahmten und ihr Wesen zu dem unsrigen machten!

Ach! leider müssen wir eingestehen, bei uns hat es von jeher mit der politischen Presse eine verdrüssliche Bewandniß gehabt. — So sehr und so laut wir auch auf unsere Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu pochen pflegen, wo es darauf ankommt, Front gegen Deutschland zu machen, so wenig wissen wir im Grunde, was man unter wirklicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu verstehen hat. Am Allerwenigsten aber dürfte unsere politische Presse hiervon wissen. — Unsere politischen Blätter, alle ohne Ausnahme, verdanken der Partei ihr Dasein, so wie ihren Fortbestand, ob nun diese Blätter unter schwarzer, rother, weißer oder blaurothweißer Maske erscheinen mögen. Ihr Name und ihr Wesen sind verschieden wie Wahrheit und Humbug. Ihr Wahlspruch heißt: „Mundus vult decipi, ergo decipiatur.“ Alle unsere Tagesblätter haben das (und noch Manches Andere) miteinander gemein, daß ein jedes seinen Strohmann an der Spitze hat, hinter dem sich die wirklichen Patrone und Leiter verborgen halten. Diese Strohleute (sie sind dafür bezahlt) haften für Alles, und — bedingen nichts. Das „Wort für Wahrheit und Recht“ hat seinen Abbé Breisdorf, die „Luxemburger Zeitung“ ihren Herrn Gottlieb, und die „Indépendance Luxembourgeoise“ ihren Herrn Joris, die für alle Unwahrheiten und Verläumdungen, allen Unsinn, alles Hezen und Wühlen, kurz für den ganzen Schwindel einzustehen haben. Sie haben dergleichen die Anzüglichkeiten und Handgreiflichkeiten gelassen hinzunehmen, welche sie sich untereinander appliciren müssen, zur Unterhaltung des Publikums, gerade wie die Clowns auf den Jahrmärkten. Unter dessen schleichen sich schlaue und fingerfertige pick-pockets im Gedränge umher und fegen dem gaffenden und lachenden Publicum in die Taschen, soweit sie hineinreichen. Was sie ihm nicht nehmen, das trägt es nachher selbst in die Gauflerbuden, und übergiebt es den Compères der pick-pockets. Ist die Posse dann vorbei, dann theilen sich alle die schlaunen Gesellen in die Beute. — Wer sind aber nun die Patrone, die Leiter des Schwindels? — Das wissen unter hundert kaum zwei. Nur den wenigen Eingeweihten ist ein Blick hinter den dunkeln, schwarzen Vorhang vergönnt. Wie würde sich so mancher, der sich voll Selbstgefälligkeit zu den Schlaunen und Klugen zählt, zu schieben glauben, wo er geschoben wird, verwundern, wenn er nun plötzlich hinter den geheimnißvollen Vorhang treten könnte, und hier die besagten Patrone und Leiter, die sich in der politischen Presse, wie in der Kammer und überall, wo es die Gelegenheit erlaubt, und die Augen der Menge auf sie gerichtet sind, so weidlich bekämpfen und herumschlagen, hier so friedlich und gemüthlich beim reichen Mahl und vollen Pokal zusammensitzen sähe. Doch leider sehen das die Allerwenigsten, und von denen, die es sehen, setzen sich die Meisten sofort an den Tisch und schmauchen und singen im Chore mit.

Und so wird sich denn der Leser auch nicht weiter wundern, wenn wir

ihm sagen, daß sich unsere politischen Strohänner aus besten Kräften in die Hände arbeiten, oder besser, ihren Patronen und Brodgebern in die Hände arbeiten. Sie haben sich einfach in die Rollen der Posse getheilt. Herr Breisdorf spielt den Grobian und Polterer zum Verwundern; spricht den Bauern, dem „Stimmvieh“, ganz nach dem Munde; liebt seinen Kollegen, den Herren Gottlieb und Joris den Text *ex cathedra*, ersterem, dem die liberale Rolle zugetheilt ist, am meisten; heßt wider den „Preuß“; *raisonnirt* auf den „Hund“ Bismarck, und bewirft mit seinem Haß die hiesigen Correspondenten der nationalen deutschen Presse. Was Herr Breisdorf den Bauern, das ist Herr Joris der *haute volée*, unsern Fransquillons. Diesen, die kein Hochdeutsch verstehen, oder sich doch den Schein geben möchten, als verstehen sie keins, laut Herr Joris die ultramontanen Brocken des Herrn Breisdorf auf Raudermälsch, er freilich nennt's Französisch. Dann macht auch Herr Joris die Reclame für unser französisches Theater, und spendet den fremden französisch sprechenden und singenden Truppen reiches Lob, und zwar so reich, daß diese sich dadurch schadlos gehalten finden, wenn — unsere Theaterdirektion ihre Rechnung nicht bei der Sache findet und Schulden über Schulden macht, die doch am Ende die Stadt bezahlen muß. So wird hier für die schönen Künste gewirkt und eingetreten. Herr Gottlieb, der Strohmann der „Luxemburger Zeitung“, ist ein Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe, ein „geborener Preuß“, wie wir sagen. Wie Schade, daß ihm hier die Rolle des Gimpels im Busche geworden, und er nur nachsingt, was ihm vorgepiffen wird. Herr Gottlieb ist von den Patronen gedungen, den Leuten liberalen Humbug vorzumachen, und sich dafür tagtäglich von Herrn Breisdorf und Herrn Joris, seinen guten Freunden und Kollegen, die Reviten lesen zu lassen. Früher, als wir noch nicht mit Deutschland liebäugelten, um ihm insgeheim eine Nase zu drehen, schwakte die „Luxemburger Zeitung“ Französisch und hieß „Courrier“. Um dem „Wort für Wahrheit und Recht“ Platz zu machen im Lande, mußte der gute „Courrier“ solch horrende liberalatheistische Artikel bringen, daß er nothgedrungen von unserm hochwürdigen Herrn Bischof in den Kirchenbann gethan werden mußte. So ging er ein, der gute „Courrier“, das vielgelesene liberale Blatt! und machte dem „Preußenblatt“ der „Luxemburger Zeitung“ für Wahrheit und Recht Platz. Das „Wort“ gewann bei dieser Gelegenheit vielleicht einige hundert Abonnenten, und die Patrone und Leiter hinter der Scene rieben sich schmunzelnd die Hände. —

Es ist früher, nach 1848, mehrmals bei uns der Versuch gemacht worden, ein wirklich deutsches, wirklich liberales Blatt ins Leben zu rufen. So gründeten gleich nach 1848 verschiedene hiesige liberale Männer und Vaterlandsfreunde den „Volksfreund“, ein so liberales und unparteiisches Blatt, wie noch keines bei uns erschienen. Diesem machte der „hochliberale französische

„Courrier“, mit dem ultramontanen „Wort“ im geheimen Bunde, bald den Garaus. Wider zwei Gegner wie diese, die in jenen Tagen allmächtig hier waren, war nicht aufzukommen. — Später wurde ein zweiter Versuch gemacht. Dieselben liberalen Männer und Vaterlandsfreunde gründeten den „Patriot“. Aber auch dieser durfte nicht leben. Er erlag sehr bald den vereinten Angriffen und Kräften der dunklen Gegner. — Seitdem ist kein weiterer Versuch gemacht worden. Wozu auch? Unsere Dunkelmänner waren und blieben allmächtig, wenn auch nicht immer in der Regierung, so doch in der Kammer und im Lande. Hier wuchs ihre Macht mit jedem Tage, Dank den unablässigen Bemühungen unserer Jesuiten und unserer Pastöre, ihrer Creaturen. — Daß die Helfershelfer unter den liberalen Masken es an kräftiger und nachhaltiger Unterstützung nicht fehlen ließen, weiß der Leser der „Grenzboten“ bereits. — Und so begreift er denn auch, daß unter solchen Verhältnissen eine wirklich liberale, unabhängige, wahrhaft patriotische Zeitung hier nicht aufkommen, nicht gedeihen konnte. Die Jesuiten hatten das Monopol, und so ward es ihnen immer leichter, dasselbe zu behaupten. Das „Wort“, insgeheim von der ganzen Sippe gestützt und gehoben, ward endlich zum gelesensten Blatt, zur Hauptzeitung des Landes. Das Ziel, das man hartnäckig Jahre und Jahre hindurch verfolgte, war erreicht. Das Volk, die großen Massen, wie der höhere Pöbel, der immer mehr zu Kreuze froh vor der allmächtigen „Wort“-Partei, gehörten durch die Presse dem Jesuitismus, und steuerten im ultramontanen Fahrwasser lustig und sorglos dahin. Und warum auch nicht? Das Verdienst, das bei den Jesuiten belohnt, und allein belobt wird, ist blinde Unterwürfigkeit und unbedingter Gehorsam. Nicht Würde, wohl aber Würden, nicht Ehre, nur Ehren, nicht streben, nur genießen — das sind die Prinzipien, die hier maßgebend sind, und denen gehuldigt wird. — Wohin diese Grundsätze ein Volk bringen können, wissen wir aus bitterer Erfahrung. Zur Versumpfung und Verdampfung, zum blanken Kretinismus, wie weiland das „Avenir“, das Organ der Ostbahngesellschaft, (d. h. Frankreichs) uns vordocirte, wobei es freilich verstand, wenn wir nicht bald an ein anderes, großes, intelligentes Land kämen, worunter natürlich Frankreich, die „große Nation“, zu verstehen war. Daß das „Avenir“ hochliberal war, und dabei journal catholique par excellence, versteht sich von selbst. Das gute Blatt kannte nämlich nur einen Hirten, den Chef des Ultramontanismus, nur eine Herde, die katholische Christenheit, und nur einen Schafstall, Frankreich. Auch wir gehörten zu der Herde des „Avenir“ und sollten in seinen Schafstall hinein. Darauf arbeitete das hochliberale katholische Blatt aus allen Kräften und mit allen Mitteln, die Frankreich zu Gebote standen, hin. Wir sollten um jeden Preis heraus aus unserer Versumpfung und Verdampfung und unserem heillosen Kretinismus.

Wie hochherzig von dem „Avenir“! Und doch gab es bei uns „Crétins“, welche diese Hochherzigkeit nicht zu schätzen wußten. Auch unser Bruder, der deutsche Michel, schien dieser Meinung zu sein. Er verbat sich 1867 ein für allemal die französische Entsumpfung in einem deutschen Lande und bei einem deutschen Brudervolke und — so sitzen wir noch bis zum heutigen Tag, wo wir 67 saßen, und das, Dank unserer wackern Zeitungspressen, oder besser, den Patronen und Leitern hinter der Scene, die da, aus eitel Rache gegen den „Preuß“, der uns 1867 nicht wollte, französisch werden lassen, uns Andern, die doch am Uebel keine Schuld tragen, blenden möchten durch „Sand in die Augen“ den die Strohmannen ihrer Organe austreuen, und uns mit ihrem Haß und ihrer Rache verfolgen, da uns die Augen nach wie vor hell-sichtig offen stehen.

N. Steffen.

Ein Kuriosum aus Weimar's vorclassischer Zeit.

Von Gottes Gnaden Ernst August Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg auch Engern und Westphalen. — Unsern gnädigsten Gruß zuvor, Würdige, Beste Liebe Andächtige und Getreue! Wir lassen Euch hiermit ohnverhalten, was maßen in vorigen Zeiten zur Gewohnheit gediehen, daß von den getreuen Ständen bei jedesmaliger Verwilligung denen zeitigen Präsidenten, Kanzler und andern ohne Vorbewußt und Genehmhaltung des Landesherrn, durch Hülfe einiger Landes Stände ein Präsent, oder wohl gar eine jährliche Besoldung ausgesetzt worden. Gleichwie Wir nun aber als Landesherr dergleichen üble eingeführte Gewohnheit gänzlich abgeschafft wissen wollen, maßen Wir selbst nicht verlangen, daß Uns bei jetzigen Geldklemmen Zeiten ein don gratuit verwilligt werde, da Wir doch Tag und Nacht in Unruhe und Mühe zum Besten des Landes Unsere Zeit zu bringen; Also ist Unser gnädigstes Begehren, Ihr wollet fürs künftige Euch dergleichen der Landeshoheit nachtheiligen Freiheit gänzlich entäußern, und keinen Menschen, er sey wer er wolle, ohne Unsere gnädigste Genehmhaltung ein Präsent verwilligen, noch weniger eine jährliche Bestallung setzen, um so mehr, da Uns als Landesfürsten die Disposition der Landes-Einkünfte zusteht, und Wir Uns von keinem Minister, Rath oder Dames maitrisiren lassen, und obwohl die Frau Ober-Hof-Meisterin, welche Euch in Ansehung ihrer und anderer dieserhalb einige Proposition thun lassen, eine kluge welterfahrene Hofdame ist, so hegt sie doch principia imperantia, und mischet Sich in alles, welches Wir aber bey Unserm Leben nicht dulden werden, noch daß die Frauenzimmer-Seuche nach Unserem Tode einwurzeln, welches Wir einer getreuen Landschaft ernstlich verbiethen, allermäßen bekannt ist, daß die meiste Höfe durch die Reif-Röcke die größten und geheimsten Affairen dem Fürsten zum Schaden und zum Verderb Land und Leute zu dirigiren gesucht, wenn zumal die Diener von deren Befehl dependiren oder dependirt haben.

Wie Wir nun das gnädigste Vertrauen hegen, Ihr werdet diese Unsere Willens-Meinung in allem befolgen und dieses Rescript zu denen Landschafts Akten heften solt lassen, also bleiben Wir Euch mit landesherrlicher Huld und Gnade wohl behgethan.

Gegeben Weimar zur Wilhelmsburg den 24. Novbr. 1738.

Ernst August H. S.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel & Segler in Leipzig.